Fritz und Mimi

Autor(en): **Lebba-Haas, Emmy**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 16

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635867

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Goldschmied, Maler, Graveur, Sattler, Schreiner, Drechsler u. a. m. Bei all den Meistern der Vaterstadt fand ich freundliches Gehör und bereitwillige Aufnahme. So widmete ich denn während eines Winters jeden freien Nachmittag einer andern Werkstätte und machte in meinem Tagebuch fleißige Notizen über meine Erfahrungen und Beobachtungen und über die auf meine Fragen von den Arbeitern erhaltenen Antworten. Wie manche Enttäuschung mußte ich nicht erleben, die zur Folge hatte, daß ich sofort in der Liste den betreffenden Beruf kräftig durchstrich.

Es waren meist lauter Zufälle, die meine Entschlüsse leiteten.

Von der Neigung zur Sattlerei war ich beim ersten Besuch bekehrt, als ein Arbeiter mit einem Pfriem sich die Hand durchbohrte, so daß das Blut stromweise ausfloß und auch mein Gesicht und meine Kleider bespritzte. Am Malerberuf fand ich keinen Gefallen, weil mir ein Arbeiter, der offenbar ob meiner Neugierde sich ärgerte, heimlich auf dem Rücken meines neuen Rockes einen Pinselstrich anbrachte, so daß die Gassenbuben mich verspotteten, als ich arglos die Kunstbude verließ, um nach Hause zu kehren; und die Mutter war auch nicht besonders erfreut über solche Kunstleistungen. In der Schreinerwerkstatt erhielt in meiner Gegenwart der Lehrbursch vom Obergesellen eine klatschende Ohrfeige, weil er die Leimpfanne fallen ließ, so daß der heiße Leim sich über die Füße des Gesellen ergoß. Auch der Goldarbeiter hatte Pech bei der Reparatur eines Ringes; der Edelstein kam aus der Fassung und damit auch der Prinzipal, denn dieser suchte das Juwel vergeblich auf den Brettern und in den Fugen des Bodens, der eben kein goldener war. Die Flüche des Goldschmieds konnten mich nicht für dieses edle Handwerk entflammen. Ebensowenig die Schimpfworte des Buchbindermeisters, der seinem ideal veranlagten Lehrbuben vorwarf, er sei nicht dazu da, die Bücher zu studieren und ganze Gedichte daraus abzuschreiben, sondern um sie zu binden.

So kam ich denn nach langem Beobachten und Erwägen zu meiner ersten Liebe zurück und erklärte meinem Vater, ich wolle Buchdrucker werden. Dieser war aber nicht, wie viele andere, ein Mann, der jeden Wunsch seiner Kinder ohne weiteres guthieß. Das mußte gründlich überdacht sein! Und da er selbst in Gewerbesachen wenig Erfahrung besaß, mußten gute, sachkundige Freunde als Berater zugezogen werden, so u. a. auch der Hausarzt, der Stadtpfarrer, meine Lehrer und zuletzt noch ein alter Hausfreund, der den Philosophen, Kunst- und Altertumsforscher, Schriftgelehrten und höheren Staatsbeamten in sich vereinigte.

Dieser nahm die Mission besonders ernst. Ich mußte eine lange Prüfung über meine Neigungen und Fähigkeiten über mich ergehen lassen und schließlich einen noch längeren gelehrten Vortrag über die wirtschaftlichen Aussichten der verschiedenen Berufe, ihre Vor- und Nachteile und dergleichen anhören. Das Ergebnis all dieser Beratungen war, daß man unter obwaltenden Umständen meine Wahl als die denkbar richtigste erklärte. Ich war im siebenten Himmel!

(Aus „Mittel für eine rationelle Berufswahl im Mittelstande", preisgekrönte Arbeit von Werner Krebs, Sekretär des schweizerischen Gewerbevereins. Komm.-Verlag von A. Francke, Bern.)

Früeligsmorge.

Es schtreckt sech e Tanne-n-am Morge-n-im Wald:
„Es bitzeli Sunne, das freut eine halt!"

Dr Bärgsee, är ginet und blinzet und seit:
„Es wohlet eim nadisch, wenn d'Sunne-n-ufgeit!"

Es Hüsi erwachet, es lachet voll Freud:
„I schmöcke dr Früelig, ha's geschter scho gseit!"

Walter Dietiker.

Fritz und Mimi.

Eine Kindergeschichte von Emmy Lebba-Haaf.

Fritz und Mimi besuchen beide eine Schule, wo die Geschlechter noch nicht getrennt sind. Sie treffen sich unterwegs, denn Mimi hat den weitern Weg und Fritz harrt getreulich der kleinen Kameradin vor dem Schaufenster einer Buchhandlung. Er muß sich in Geduld üben, denn Mimi kommt regelmäßig zu spät. Wenn die kleine Person dann leichtfüßig auf ihn zukommt, sagt er nichts, nur falls sie etwa noch vor dem Schaufenster stehen bleibt, um die lustigen Münchner Bilderbogen zu betrachten, zupft er sie energisch am Mäntelchen. „Komm, Mimi." Sie gehorcht und springt dann um so schneller durch die altehrwürdigen Lauben Berns. Fritz trottet hinter ihr her, wie ein kleiner Bär, der einem schlanken Wiesel folgt. So langt das kleine Pärchen vor dem alten Hause an der Junkerngasse an, in dem sich die Privatschule befindet. Mimi springt nach ihrer Gewohnheit die Treppen hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, Fritz, der sich nicht aus der Ruhe bringen läßt, in gleichmäßigem Tritt. Dafür hat Mimi die Genugtuung, als Erste die Klingel zu ziehen. Fritz sagt dann zwar ganz vernehmbar, daß das alte Fräulein, das ihnen öffnet, es hören kann: „Ja, gelt, wenn ich Dir nicht warten würde, wäre ich vor Dir da." Die Lehrerin mit dem glatten, grauen Scheitel und der Brille, die ihr ein strenges Aussehen gibt, geleitet sie ins Schulzimmer, das besonders zur Winterszeit einen gemütlichen Anstrich hat. Erstens herrscht da eine angenehme Wärme, die von einem großen Kachelofen ausgeht, dann sind nicht Schulbänke, welche die Kinder benützen, sondern die kleine Schar sitzt um einen runden Tisch, was lange nicht so steif aussieht. An den Wänden sind Farbendrucke in gefälligen Rahmen angebracht, nur eine große Wandtafel erinnert, daß hier Schule gehalten wird. Lieblich muten zwischen den hohen Doppelfenstern die selbstgezogenen Hyazinthen an, und um die Idylle zu vervollständigen, zwitschert ein Kanarienvogel im Bauer, unbekümmert darum, was wohl die alte Katze denken mag, die neben dem Ofen behaglich schnurrt.

So ist die Schule bei Fräulein Lindner. Die Kinderaugen nehmen das Bild auf und bewahren es bis in spätere Zeiten in ihrem Gedächtnis. Wenn sie dann in das große, nüchterne Schulhaus eintreten, sagen sie: „Wie schade, es ist lange nicht so hübsch wie bei Fräulein Lindner." Natürlich gewöhnen sie sich mit der Zeit an die Nüchternheit der Schule, wie überhaupt an so vieles Nüchterne und Banale im täglichen Leben; aber in einem Alter, wo alle Eindrücke so lebhaft sind, ist es gewiß gut für die Kleinen, daß sie eine so gemütliche, altmodische Schulstube haben.

Fritz und Mimi sitzen nun im Kreis ihrer Schulkameraden und müssen aufmerksam zuhören. Mimis Augen schweifen gern herum, sie guckt die lange Elisabeth an, die für ihr Alter sehr groß und demgemäß ernst ist, die kleine dicke Adele und die wilde Helene, die immer zu übermütigen Streichen aufgelegt sind, und die geschwätzige Marie, die gern zuflüstert. Gelegentlich fährt das Fräulein mit dem langen Lineal dazwischen. Den können die Buben oft verspüren. Sie sitzen alle in einer Reihe. Da ist der schlaue Emil, der sich geschwind duckt, wenn er Fritz einen Schabernack zugefügt hat, der hübsche kleine Walter mit dem Krauskopf, der so gern lacht, und der ehrgeizige Oskar, der gerne die andern angibt.

In der Frühstückspause packen die Kinder ihre Semmeln aus und Mimi steckt ihrem Weggenossen etwas Schokolade zu. Das ist der Lohn für sein geduldiges Warten.

„Dem Fritz geht's gut," meint Emil neidisch.

„Eben," sagt Mimi kampflustig, „der ist auch mein Schatz."

„Ein schöner Schatz," höhnt Emil, „so ein Mehlsack."

Mimi ist entrüstet. „Gib ihm doch eins," feuert sie Fritz an. Aber dieser verspeist in aller Seelenruhe seine Schokolade, zuckt die Achseln und knurrt nur zu Emil hin: „So ein Windhund!"

Emil fährt auf, gleich bereit, Händel anzufangen, aber das Eintreten des Fräulein verhindert ihn daran.

Die Schule ist aus. Fritz und Mimi treten, vom Gelächter der andern begleitet, ihren Heimweg an. Sie sind zu gute Freunde, um sich an die Neckereien der Mitschüler zu kehren. Mimi rümpft freilich das Näschen, es ist etwas in ihrem Naturell, das sich schon früh über die Meinung der andern hinwegsetzt, doch ärgert sie ihr Spott. Fritz dagegen ist der geborene Philosoph. Er freut sich, bald zu Hause zu sein; die Aussicht auf ein gutes Mittagessen läßt ihn die beleidigenden Nachrufe Emils leichter ertragen. Dieser ruft stets noch: „Mehlsack, Dicker!" Aber Fritz läuft davon, ohne sich umzukehren.

Draußen vor den Lauben tanzen die Schneeflocken, das Straßenpflaster verschwindet unter einer hohen Schneedecke.

„Gehst Du schlitteln heut?" fragt Fritz, als er, vor dem elterlichen Hause angelangt, von Mimi Abschied nimmt.

„Ja, aber nicht mit Dir, daß Du mich wieder in den Graben wirfst," entgegnet die Kleine, „ich will heute allein fahren."

„Meinetwegen kannst auch allein in den Schnee fliegen," sagt Fritz kaltblütig, aber doch etwas gekränkt, und eilt ins Haus, wo ihn die Düfte einer Fleischsuppe locken.

Mimi ist gar nicht materiell veranlagt, die Mutter beklagt sich stets über ihren Mangel an Appetit. So steht sie noch eine geraume Weile vor einem Spielwarengeschäft, die Auslage betrachtend, bis sie sich entschließt, die schützenden Lauben zu verlassen und in das Schneegestöber hinaus zu eilen.

Schlitteln ist Mimis Passion. Energisch zieht sie den alten, rot und schwarz lackierten Holzschlitten, den sie von ihren Geschwistern geerbt hat, den Hügel hinauf. Der Spott über das alte Familienmöbel wie einige fürwitzige Buben den Schlitten nennen, fehlt nicht, aber Mimi hat auch hierfür nur ein verächtliches Nasenrümpfen bereit. Der Schlitten ist von unbestreitbarer Solidität, und wenn sie damit den Abhang hinuntersaust, tauscht sie mit keinem neumodischen.

„Du," Mimi, sagt ein Bube im Heraufgehn zu ihr, „Du könntest Dir zu Weihnacht einen schönen neuen Schlitten wünschen."

„Brauche keinen neuen, der ist noch gut genug," meint Mimi, echt konservativ gesinnt.

„Ja, aber hör, Mimi, wenn man einen hübschen Mantel anhat und eine rote Samtkapuze wie Du, dann sieht der alte Schlitten noch viel schäbiger aus."

„Was geht Dich das an," mischt sich Fritz ein, der seinen Schlitten neben ihr hinaufzieht, „wenn Mimi daraufsitzt, sieht man den Schlitten gar nicht an."

Ganz treuherzig sagt es Fritz, der Große lacht aber verschmitzt. „Du bist scheint's ihr Fürsprech," meint er.

Aber der alte Schlitten ist dem Untergang geweiht. Ein paarmal fährt zwar Mimi stolz wie die Schneekönigin den Abhang hinunter ohne irgend welches Hindernis, da auf einmal kommt ein leichter Eisenschlitten, „Gibe" genannt, mit drei Buben daher, so plötzlich auf Mimi los, daß sie vom Anprall weit von ihrem Schlitten wegfliegt, in einen Schneehaufen hinein. Das alte Familienmöbel holpert den Hügel hinunter, fährt mit Gekrach an einen großen Stein und bleibt mitten durchgespalten liegen. Aber auch die drei Buben liegen am Boden, denn auch ihr Schlitten ist knapp am Stein vorbei, wo es sie umgeworfen hat.

Mimi hat sich mit Hülfe von Fritz aus dem Schneehaufen heraus befreit, steht da und weint. Fritz hat Mühe, sie zu trösten. Da kommt der Große dazu und lacht: „So, jetzt bekommst Du doch einen neuen!"

Mimi zieht betrübt den gespaltenen Schlitten hinter sich her, an einem neuen wird sie nicht dieselbe Freude haben, wie an dem mit den Bernerfarben lackierten alten Familienstück. Fritz begleitet sie nach Hause, um den Unglücksfall zu erklären. Bei warmen Bratäpfeln vergißt Mimi endlich ihren Kummer.

Fritz und Mimi wandern jeden Tag in die Schule, aber eines Tages bleibt Mimi aus. Sie hat die Masern und muß einige Wochen der Schule fern bleiben. Die Kinder bekommen die Erlaubnis, ihr Briefe zu schreiben, was zugleich ein Probestück ihrer Ortographie und Erfindungsgabe ist. Sie sind ganz niedlich. Fritz schreibt: „Es ist langweilig, so allein in die Schule zu gehn, und nun kriegst Du die rote Fahne nicht fertig." (Mimi näht an einem Staubtuch.) Emil schreibt witzig: „Wäre ich Dich, ich hätte einen Stock genommen und den Herrn Röteln weggejagt. Nun kann man Dich nicht necken und das Hochzeitsnastuch für Deine Schwester (obiges Staubtuch) liegt verlassen im Korb." Elisabeth schreibt: „Du hast es gut, liebe Mimi, Du kannst liegen und schlafen."

Mimi ist stolz auf diese Briefe, sie legt sie in eine Schachtel und bewahrt sie auf. Endlich kam sie wieder in die Schule, diesmal nach Fritz, da er sie nicht erwartet hat. Ihr Wiedererscheinen wird freudig begrüßt.

„Siehst Du," sagt Emil, „wenn Du schon manchmal borstig bist, mögen sie Dich doch. Und Dein Schatz, der war traurig."

„Es ist nicht wahr," entgegnet Fritz böse und steht steif und verlegen da. Er hält es für unmännlich, seine Gefühle zu zeigen.

Mimi ist erstaunt, daß ihr Freund der einzige ist, der ihr nicht freudig entgegenkommt, aber sie sucht ihn zu entschuldigen. „Wenn Fritz krank würde, wäre ich auch traurig," meint sie, zu Emil gewandt, „aber Du neckst ihn auch immer und dann wird er böse."

„Du bist doch ein Gescheites, Mimi!" ruft Fritz entzückt und streicht ihr mit seiner kleinen rauhen Bubenhand über die Backe. Er ist unvertraut mit Zärtlichkeiten, da er nur erwachsene Brüder und keine Schwestern hat. Die Geste ist so drollig, daß Emil laut herauslacht. „Gib ihr doch einen Kuß!" meint er pfiffig.

„Dummes Zeug," sagt Fritz entrüstet und begibt sich an seinen Platz.

Die an Abwechslung reiche Winterszeit, auf die der Christbaum seinen verklärenden Schimmer wirft, ist zu Ende. Der Schnee schmilzt und der Frühling hält seinen Einzug mit Sturm und Sausen, wie's im Liede heißt. Zahllose Regengüsse strömen vom Himmel herab. Mimi denkt seufzend an die durch das Schlitteln verkürzten Nachmittage, wenn sie das Näschen an die Fensterscheiben preßt und in die graue Monotonie hinaussieht. In unserm rauhen Klima zögert der holde Lenz so lange, der Erde ihr neues Kleid zu schenken, daß sie wohl auf ihren Hofschneider ärgerlich werden kann. Die Kinder begrüßen auch den ersten Schnee mit mehr Jubel als die ersten Blümchen. Für Fritz und Mimi hat der Frühling noch eine andere unangenehme Perspektive. Sie werden getrennt ein jedes in eine besondere Schule gehen müssen. Deshalb schließen sie sich in der letzten Zeit noch mehr aneinander an.

(Schluß folgt.)

Gedankensplitter.

Schaffe, daß deine Religion mit dem Leben zusammengeknetet wird, sie darf nicht nur wie eine kostbare Reliquie im Schreine liegen.

Jerem. Gotthelf.